Warum nicht ich? : Kranke und sterbende Mitmenschen

Autor(en): **Vogel, Artur**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **62 (1985)**

Heft 4

PDF erstellt am: **31.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1031788

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

alles Leid der Ort, an dem Gottes Herrlichkeit offenbar wird.

3. Und wir in der «Zwischenzeit»?
Was aber sagt das uns, die wir noch in jener «Zwischenzeit» leben, die auf das endgültige Offenbarwerden der Herrlichkeit Gottes wartet? Wie ist da Gottes Verhalten zum Leiden? «Wenn es heisst, Gott werde an ‹jenem Tage› aus seiner Verborgenheit hervortreten und die Welt durch das Gericht, das damit eingeleitet wird, läutern, um sie im Glanz seiner Gegenwart zu vollenden, dann ist doch damit gesagt, dass er bis dahin sich zurückhält und seine Herrschaft nicht gradlinig zur Geltung bringt» (H. Kahlefeld). Dieses Zurückhalten Gottes besagt, dass Gottes innergeschichtliches Handeln, das die Heilige Schrift bezeugt – in der Führung Israels etwa oder in den Machtzeichen, die Jesus wirkt – sich den Bedingungen dieser Weltzeit anpasst. Dieses innergeschichtliche Handeln Gottes bedarf der Wirkorgane. Es muss erkannt und aufgenommen werden. Wenn die Menschen sich versagen, kann es, auch wenn die grosse Linie gehalten wird, im Einzelakt vergeblich sein.
Daraus ergibt sich für den Jünger des Evangeliums eine klare Haltung: «Er verzichtet mit seinem Herrn auf eine einsichtige Ableitung und Begründung des Leidens und nimmt, indem er die kreatürliche Armut erkennt, die Bescheidenheit der Alten auf... Er kennt sehr wohl die Nüchternheit, die das Sein in der Welt durchschaut und ohne Verbitterung so, wie es ist, akzeptiert. Er liebt die Tapferkeit, die darin aushält, ohne viel Wesens davon zu machen. Weil er aber bescheiden, nüchtern und tapfer das Dasein begreift, bleibt ihm das Bild des Vater-Gottes hoch und klar. Er kann nicht um des Bösen willen, selbst wo es die Welt zu beherrschen scheint, an der Reinheit Gottes zweifeln; und wo er die Leiden zu tragen hat, die die nackte Armut der Kreatur verraten, weiss er den Schöpfer ermutigend über sich. Durch das Evangelium ist er auf Gottes Seite gezogen, und nun hat er teil an Gottes Geduld» (H. Kahlefeld).

Warum nicht ich?

Kranke und sterbende Mitmenschen

Artur Vogel, Caritas Schweiz

Eine 96jährige ehemalige Krankenschwester liegt seit Jahren in der geriatrischen Klinik. Nicht jeden Tag kann sie sich aus dem Bett erheben, mit ihren verkrüppelten Gichthänden vermag sie nicht einmal mehr den Löffel selber zum Mund zu führen. Unter den körperlichen Schmerzen und der beinahe totalen Abhängigkeit leidet sich sehr und erzählt jedem Besucher, wie sie täglich Gott bitte, sie endlich von ihren Leiden zu erlösen. Beim kleinsten Anzeichen eines Schnupfens aber kann der Arzt gar nicht rasch genug zur Stelle sein.
Diese zwiespältigen Gefühle gegenüber Krankheit, Alter und Tod sind typisch für uns Europäer des 20. Jahrhunderts. Was wir mit dem Kopf erfasst haben, braucht noch längst nicht gelebte Wirklichkeit zu sein. Wohl kaum jemand behauptet allen Ernstes, in seiner irdischen Gestalt unsterblich zu sein; aber wir leben doch alle so, wie wenn der Tod eine Märchenfigur wäre, «hinter den sieben Bergen bei den sieben Zwergen». Wen wundert's, wenn uns bei dieser kurzsichtigen Einstellung die Gewissheit, dem nahen Tod nicht mehr ausweichen zu können, wie ein Blitz aus heiterem Himmel trifft?

Die bald sechzigjährige Frau P. umsorgt ihre hochbetagte und oft verwirrte Mutter, bis sie unter dieser dauernden Belastung zusammenbricht. Im selben Haushalt lebt eine weitere Tochter, die den Lebensunterhalt für alle drei verdient. Neben der Berufsarbeit kann sie unmöglich zwei Patientinnen pflegen und sucht verzweifelt einen Pflegeplatz für ihre Mutter, weit über die Kantonsgrenzen hinaus – ohne Erfolg: überall lange Wartelisten. Mit Hilfe des örtlichen Hauspflegevereins lassen sich zum Glück einige Frauen finden, die zusammen mit der Gemeindeschwester einen Ablösungsdienst für die Betreuung der Mutter organisieren, damit die erschöpfte Frau P. einen Erholungsaufenthalt antreten kann.

Die Trauernden trösten

Glauben Sie, dass in Zeiten der Niedergeschlagenheit, der Panik, der Verzweiflung Zureden, Argumentieren oder Bagatellisieren fruchten? Einem Ertrinkenden ist auch nicht mit noch so gescheiten Sprüchen gedient. Mit Informationen und Ratschlägen können wir Sterbende und Trauernde kaum trösten, da sie diese gar nicht aufnehmen und verarbeiten können. Trost heisst hier den Leidenden ernst nehmen, ihm nahe sein, ihm zur Verfügung stehen. Vielleicht, dass auf diese Weise wieder Hoffnung und Vertrauen zu keimen vermögen.

Allerdings braucht es gewisse Voraussetzungen, damit Hilfe von aussen möglich wird. Einerseits müssen die Menschen am Krankenbett die Not des Sterbenden sehen – oft sind es versteckte und undeutliche Signale –, damit sie Hilfe anfordern können. Anderseits braucht es reife und wache Helfer, die ihre Ängste vor der eigenen Hinfälligkeit zu überwinden vermögen und es auch wagen, zu ihrer Hilflosigkeit angesichts von unbeantworteten Fragen zu stehen.

Vor allem aber müssen die Helfer zuhören können, um auf die Bedürfnisse des Kranken zu reagieren, statt ihm ihre eigenen Wertvorstellungen aufzudrängen, ihn menschliche Wärme und Nähe spüren zu lassen ohne unverbindliche Trostsprüche, die ja nur der eigenen Beruhigung dienen würden.

Die Nachtschwester einer medizinischen Station wird durch einen Patienten fast dauernd in Trab gehalten. Er liegt zufolge eines fortgeschrittenen Rückenmarkgeschwürs gelähmt im Bett, geplagt von Gewissensbissen, weil er vor Jahren seine Familie im Stich gelassen hatte. Seine Freundin will auch nichts mehr von ihm wissen. Auf Veranlassung der Oberschwester wachen darauf einige Nächte hindurch freiwillige Spitalhelfer bei ihm. Ihre dauernde Anwesenheit gibt ihm mehr Sicherheit und lässt ihn die Ruhe finden, mit seiner Vergangenheit ins Reine zu kommen und den bevorstehenden Tod zu akzeptieren.

Sterbebegleitung

Die Rahmenbedingungen für die Begleitung Kranker, Sterbender und Trauernder durch Freiwillige sind zu beachten. So ist der Rückhalt in einer Gruppe auf die Dauer unabdingbar, soll sich der Helfer nicht überfordern. Erfahrungsaustausch und persönliche Fortbildung ermöglichen ihm, mit belastenden Erlebnissen und vor allem mit der eigenen Begrenztheit fertig zu werden.

Auch die Gewähr, dass im Bedarfsfall wirklich ein Helfer zur Verfügung steht, kann nicht im Alleingang geleistet werden. Ob es sich um eine Spontangruppe handelt oder ob die Anregung und Organisation von einer Pfarrei, einem Verein oder einer Institution des Sozial- oder Gesundheitswesens ausgeht – etwa vom Pflegedienst oder

«Die Trauernden trösten . . .»

vom Seelsorger eines Spitals –, ist nebensächlich. Von entscheidender Bedeutung ist das Zusammenspiel mit beruflichen Helfern. Wenn Ärzte und Schwestern den freiwilligen Helfer nicht kennen oder gar ablehnen, wird er vergeblich auf einen Einsatz im Spital oder Heim warten. Bei Patienten zu Hause sind es die Angehörigen, Gemeindeschwestern, Hausärzte, Seelsorger und Pflegerinnen, die darüber befinden, ob und wieweit Nachbarschaftshilfe geleistet werden kann.

Eine Dokumentation zu Altsein, Kranksein und Sterben im Spital, im Heim und zu Hause unter dem Titel «Kranke und sterbende Mitmenschen» resp. «Malades et mourants» kann zum Preis von Fr. 4.50 bei Caritas Schweiz, Postfach, 6002 Luzern (Tel. 041/50 11 50), bezogen werden.

Was können wir weiter noch tun?
Die beste ärztliche und pflegerische Versorgung bedeutet nicht automatisch auch die beste menschliche Betreuung. Damit ist kein Urteil über die betreffenden Berufsleute gefällt, aber einiges über die andersartige Zielsetzung unseres Medizinalwesens ausgesagt. Die drängenden Fragen im Blick auf den nahenden Tod sind mit dem oft schmerz-, aber auch schuldgequälten Patienten am besten in einer Umgebung zu bearbeiten, die ihn nicht noch zusätzlich beunruhigt. Die Gewissheit, mit seinen Nächsten offen über Gefühle, Erwartungen und Befürchtungen sprechen zu dürfen, ohne dass man ihn über seinen Zustand belügt, auch die Gewissheit, nicht unnötige Schmerzen ertragen zu müssen, in den schwersten Stunden nicht alleingelassen zu werden und seine Angehörigen in guter Obhut zu wissen, kann die Auseinandersetzung mit Vergangenheit und ungewisser Zukunft erleichtern. Dazu braucht aber auch der Begleiter Offenheit, innere und äussere Ruhe und sehr viel Zeit.
Dass bei all diesen hohen Anforderungen schon recht viele Helfer bereit sind – so im Waadtland, in der Innerschweiz und im Aargau, in Zürich und Basel, neuerdings auch in Baselland – und in vielen Fällen schon über Jahre diesen Dienst versehen, erfüllt mit Zuversicht. Denn auf diese Weise wird ja nicht nur einzelnen Kranken und Sterbenden ein Dienst erwiesen, sondern wir vorläufig noch Lebenden lernen, mit dem sichern Tod umzugehen. Mit diesem Ziel hat sich die Caritas mit Sterben und Sterbebegleitung in der Schweiz befasst und versucht nun, bestehende Gruppen zu unterstützen und neue anzuregen. Sie möchte damit der oft beklagten Vereinsamung kranker und sterbender Menschen entgegenwirken. Der Kranke soll wieder mehr in die Gemeinschaft eingebettet bleiben und der Sterbende vermehrt in der Geborgenheit seiner Familie sein Leben beenden können. Auch das ist ein Schritt auf eine menschlichere Welt hin.

Die regionalen Caritas-Stellen Basel (Telefon 061/32 56 09), Aargau (Tel. 064/22 90 90) und Solothurn (Tel. 065/22 30 80) stehen für Auskünfte aus ihrem Einzugsgebiet gerne zur Verfügung.

Wenn jeder Mensch, dem es gut geht, die Verantwortung übernehmen wollte für einen Menschen, dem es nicht gut geht – das wäre die grösste Revolution der Weltgeschichte.

Caritas Schweiz
Postcheckkonto Luzern 60-7000-4

Herzlichen Dank für Ihre Spende.

«Was ihr dem Geringsten meiner Brüder getan habt . . .»